

Cullmann, Oscar, *Heil als Geschichte*. Heilsgeschichtliche Existenz im Neuen Testament. Tübingen, Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1965. Gr.-8°, XII und 328 S. – Ln. DM 31,-.

Sein neues bibeltheologisches Werk hat Oscar Cullmann dem Sekretariat für die Einheit der Christen gewidmet und es ausdrücklich als Beitrag zum Dialog zwischen den Christen der verschiedenen Konfessionen verstanden. Dieses Buch, wie das Gesamtwerk des Verfassers, scheint dafür besonders geeignet zu sein, weil es um eine Ganzheit der theologischen Perspektiven bemüht ist und weil es versucht, statt imponierender Alternativen Synthesen zu erarbeiten. Das Thema des Buches ist die Entfaltung der vor allem in den früheren Werken Cullmanns: »Christus und die Zeit«, »Die Christologie des Neuen Testaments« bedachten Thematik, die Proposition der Heilsgeschichte als theologisches Prinzip. Das Problem Heilsgeschichte ist seit Jahrzehnten heftig diskutiert und umstritten. Cullmann zieht nun Bilanz, kann aber keinen Grund finden, seine Grundkonzeption aufzugeben – im Gegenteil, er sieht sie durch den Gang der Forschung bestätigt und er geht daran, das Programm der Heilsgeschichte gegenüber den »Gebildeten unter ihren Verächtern« neu und mit verstärkter theologischer Intensität zur Sprache zu bringen.

Die für Cullmann charakteristische Position, die Offenbarung und das in ihr dem Menschen eröffnete Heil als Geschichte zu verstehen im Sinn einer von Gott bewirkten und gewählten Ereignisfolge, die in der Person Jesu Christi und in dem in ihm Geschehenen kulminiert, grenzt sich ab sowohl gegen ein radikal eschatologisches Verständnis der Offenbarung und des Christusgeschehens im Sinn von A. Schweitzer und M. Werner, wie gegen ein punktuell existentialistisches Verständnis im Sinn Bultmanns wie endlich gegen die Konzeption der »realized eschatology« von C. H. Dodd, in deren Nähe Cullmann die katholische Auffassung anzudeuten scheint. Cullmanns Darstellung der Christusoffenbarung als Gegenwart und Zukunft, als Schon und Noch nicht, wobei das Schon des Präsens die Dominante und die Begründung des futurischen Noch nicht bildet, macht die Unterscheidung von den eben genannten Positionen noch deutlicher und gibt dem Verfasser ausführlich Gelegenheit, seine eigene Auffassung darzustellen und die Einseitigkeiten jener Theologien kritisch zu beleuchten, die das eine auf Kosten des andern aufheben und dies vor allem mit dem Instrument der Entmythologisierung versuchen. In Cullmanns heilsgeschichtlicher Darstellung verliert auch die Frage des historischen Jesus und des Christus des Glaubens zwar keineswegs seine Bedeutung, wohl aber die oft behauptete Widersprüchlichkeit und den daraus sich ergebenden theologischen Hiatus.

In seiner Kritik ist Cullmann durchaus nicht blind für die Bedeutung und die theologische Erhellungskraft der durch Bultmann in Gang gebrachten Fragestellung. Aber er wehrt sich gegen die – wie er zu Recht meint – unnötigen

und unberechtigten Alternativen, die Bultmann statuiert: Das »extra me« schließt das »pro me« nicht aus, sondern ein, die Entmythologisierung verlangt nicht, die Heilsgeschichte zu eliminieren, sondern ermöglicht, sie bejahend zu vertiefen. Die Anerkennung der Heilsgeschichte, die dem Geschehen und der Person gilt, macht das Wofür der Glaubensentscheidung erst möglich und bewahrt vor dem Mythos und vor der Gnosis wie vor dem radikalen Dezisionismus. Die theologische Bejahung der Gegenwart zwingt nicht dazu, die temporalen Zukunftsaussagen zu eliminieren, sie läßt sie vielmehr ergreifen und verständlich werden. Mit Recht sagt Cullmann in diesem Zusammenhang: »Die Annahme, daß zu irgendeiner Zeit das Ende der Zeit kommen werde, ist nicht unsinniger als der Skandal des Kreuzes: die Torheit der Zukunft gründet in der Torheit der Gegenwart – deshalb gibt es hier nichts zu entmythologisieren« (161).

Nach der Beschreibung des Problems und der Merkmale erprobt Cullmann die These der Heilsgeschichte an Hand des neustamentlichen Zeugnisses: in der Verkündigung Jesu, bei Paulus und im Johannesevangelium. Dabei kommt eine Fülle von exegetischen Einzelfragen zur Erörterung. Eine der wichtigsten Aussagen Cullmanns ist dabei, daß nicht das Problem der Parusieverzögerung den Schlüssel zum Verständnis des Neuen Testaments bietet, sondern das Ereignis der Auferweckung (Auferstehung) Jesu und der Geistsendung und des darin vorweggenommenen Endes, das die Extension und die Dramatik von Schon und Noch nicht in ganz besonderer Weise hervorhebt. In seiner Deutung des Johannesevangeliums erneuert Cullmann seine frühere Interpretation (»Urchristentum und Gottesdienst«), die alle Tempora einschließt und fordert.

Über die exegetischen Einzelanalysen Cullmanns vermag der Nichtexegete nicht zu befinden, aber er kann feststellen, daß Cullmann ohne Gewaltsamkeit und ohne die daraus sich ergebenden Manipulationen auskommt, daß er dem Ganzen des Textes und seiner Aussagen zugewendet bleibt und daß er seine Aussagen überzeugend begründet.

In seinem systematischen Ausblick: Heilsgeschichte in nachbiblischer Zeit kommt Cullmann auch auf katholische Anschauungen zu sprechen, zumal auf Fragen der Kirche und des kirchlichen Lehramts. Er meint, die Beanspruchung eines unfehlbaren Lehramts von seiten der katholischen Kirche statuiere nicht nur eine Art Gleichordnung neben die Bibel, sondern auch ein unzulässiges, die Dogmatik der Heilsgeschichte unterbrechendes und zur Erstarrung führendes Schon, das das Noch nicht vermissen lasse.

Als Antwort darauf ist zu sagen, daß mit dieser Auslegung der Sinn des unfehlbaren Lehr-

amtes nicht richtig wiedergegeben ist – man sieht daraus, wie schwierig es ist, dieses so sehr strazierte Wort von falschen Implikaten zu befreien und es so verständlich zu machen, daß es in den Kontext eines evangelischen Theologen eingeht. Es ist allerdings hinzuzufügen, daß in dem Dekret des Zweiten Vatikanischen Konzils über die göttliche Offenbarung ein entscheidender Schritt zum besseren Verständnis getan wurde: Dort wird unmißverständlich das Verhältnis von Kirche und Schrift dargestellt, so daß auch die Gefahr, hier von einer Gleichberechtigung von Schrift und Lehramt zu sprechen, nicht mehr gegeben ist. Die Funktion des kirchlichen Lehramtes wird dahin gehend bestimmt, daß es nicht eine »supra verbum Dei« sei, »sed eidem ministrat, qui pie audit, sancte custodit et fideliter exponit.« (In seinem Kommentar zu diesem Dekret hat Cullmann diesen Fortschritt ausdrücklich festgestellt (F. A. Z. 4. Dezember 1965).

Cullmann schlägt vor (281), der künftige Dialog zwischen Katholiken und Protestanten solle sich auf den Spannungscharakter der Kirche konzentrieren. »Denn alle unsere Differenzen können auf das jeweilige Verständnis dieses Spannungsverhältnisses zurückgeführt werden. Die Protestanten finden, daß die Katholiken das ›Noch nicht‹ mißachten, besonders in ihrer Lehre vom unfehlbaren Lehramt. Die Katholiken finden im Gegenteil, daß wir Protestanten das ›Schon‹ nicht ernst nehmen, daß wir also nicht berücksichtigen, daß in Christus und seiner Kirche die Spannung bereits beseitigt ist.« Dazu kann man vom Verständnis der katholischen Auffassung her nur sagen, daß gerade in ihr das Schon und Noch nicht theologisch gesehen und im Tun der Kirche verwirklicht wird. Die von Cullmann genannten einseitigen Positionen finden sich – nach dem Ergebnis seiner Untersuchung – gerade innerhalb der evangelischen Theologie. Wenn sie aber dort nicht kirchentrennend sind, dann sollte es die auf das Ganze bedachte katholische Position umso weniger sein. Daraus folgt, daß die interkonfessionellen theologischen Differenzen noch in anderen Bereichen und Dimensionen liegen.

Trotzdem: Cullmanns Absicht, einen Beitrag zum theologischen Dialog zu leisten, ist in vollem Maße gelungen. Der katholische Leser wird aus diesem dichten und schönen Buch viel lernen, seine Bereitschaft zum Hören und zum Dialog wird wachsen, nicht weniger seine ökumenische Hoffnung.

München

Heinrich F r i e s